

Gerd
Stricker

Nationalismus – Konfessionalismus: Wo bleibt die Ökumene?

// Zum nationalen und konfessionellen
Selbstverständnis baltischer Lutheraner nach
45 Jahren Repression in der Sowjetunion

Wie brisant die Thematik „Nation und Konfession“ ist, zeigen die Ereignisse des ersten Jahrzehnts nach der Wende auf dem Balkan und nicht zuletzt die vielen Krisenherde in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion (Armenien, Tschetschenien, neuerdings Daghestan), die neben ihren nationalen Ursachen stets auch religiöse Hintergründe haben. In den Balkankriegen der 90er Jahre haben sich breite Teile vor allem des niederen Klerus der Serbischen Orthodoxen Kirche in geradezu fanatischer Weise – im Bosnien-Krieg mehr, im Kosovo-Konflikt weniger – mit den großserbischen Zielen einzelner Volksführer (z. B. Karadžić!) identifiziert; sie haben damit eher die Konfliktbereitschaft der Menschen aufgeheizt denn friedentiftend gewirkt. – In Rumänien stehen sich rumänische und ungarische Katholiken, in Polen polnische und deutsche Lutheraner, in der Ukraine ukrainische und russische Orthodoxe nicht eben freundlich gegenüber.

Solche nationalistischen und „konfessionalistischen“ Positionen von Geistlichen, welcher Konfession oder Religion auch immer, sind mit der Friedensbotschaft Jesu Christi unvereinbar. Die Probleme von Nationalismus und Konfessionalismus haben aber tiefere Wurzeln und sind mit der Verurteilung extremistischer Auswüchse nicht gelöst. Die Schwierigkeit liegt darin, daß das Bedeutungsspektrum dieser Begriffe sehr breit und nicht nur negativ bestimmt ist. Eine differenzierte Betrachtungsweise soll helfen, diesen Phänomenen auf den Grund zu gehen.

Der Autor dieses Beitrages ist kein Theologe, sondern Historiker, der sich seit Jahrzehnten mit den Kirchen in den kommunistischen Ländern und in ihren Nachfolgestaaten beschäftigt. Er geht der gegebenen Frage aus der

Perspektive des Nicht-Theologen nach. Das vorauszuschicken ist wichtig, weil unterschiedliche Perspektiven zuweilen auch unterschiedliche Akzentsetzungen mit sich bringen. So wird ein Mitglied kirchenleitender Gremien beispielsweise Vorgänge in zwischenkirchlichen Beziehungen, besonders im Ost-West-Bereich, mitunter anders bewerten als ein Laie, der gewissen kirchenpolitischen Erwägungen nicht verpflichtet ist.

National – nationalistisch: Nationalismus

Die mit dem Suffix „-ismus“ gebildeten Substantive bezeichnen in erster Linie (neben anderen) die Bedeutungskategorie „Lehrmeinung, System“ (z. B. Rationalismus, Kapitalismus, Marxismus)¹. Ursprünglich waren die mit dem Suffix „-ismus“ gebildeten Wörter wertneutral und bezeichneten, nach einer anderen Definition, zunächst einmal „eine Richtung, ein System, eine Eigentümlichkeit“².

Das 20. Jahrhundert litt in starkem Maße unter Ideologien wie Faschismus, Nationalsozialismus, Bolschewismus, Kommunismus, Antisemitismus usw. – unter Ideologien also, die man mit Verfolgung, Terror und Grauen assoziiert. Im Sog dieser „-ismen“ mit pejorativer Bedeutung haben zunehmend auch andere „-ismus“-Bildungen einen negativen Beigeschmack oder sogar eine eindeutig negative Bedeutung erhalten. Oder sie sind infolge dieses „Systemzwanges“ im Begriff, ihre neutrale Bedeutung zugunsten einer negativen Färbung zu verlieren. Hierzu gehört der Begriff „Nationalismus“, der in der Romantik noch eine positive Bedeutung hatte: Damals bezeichnete „Nationalismus“ jene Bewegung, die die Kleinstaateri in Deutschland überwinden wollte und die Vereinigung der deutschen Lande zum gemeinsamen Vaterland vorantrieb.

„Nationalismus“ ist natürlich von „national“ abgeleitet. Ein national denkender und fühlender Mensch ist jemand, der sich als verantwortungsbewußtes Glied seines Volkes in das Schicksal seiner Nation eingebunden weiß und in dieser auch seine geistige Beheimatung hat (im Gegensatz zu einem – wie es früher hieß – „vaterlandslosen Gesellen“); „national“ ist weitgehend gleichbedeutend mit „patriotisch“. Jemand, der seine Heimat, sein Vaterland, sein Volk liebt, empfindet „patriotisch“ oder eben: „natio-

1 Friedrich Kluge, *Etmologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin/New York 1989, S. 337.

2 Brockhaus – dtv-Lexikon, München 1992, Bd. 9, S. 15.

nal“; dieser Begriff umfaßt auch das Wissen um die historischen und kulturellen Wurzeln eines Volkes. Ein „national“ empfindender Mensch wird bei aller Liebe zum eigenen Volkstum doch auch andere Völker hochschätzen und ihre historischen, kulturellen und technischen Leistungen zu würdigen wissen.

„Nationalismus“ ist aber auch die substantivische Ableitung von „nationalistisch“, das eine eindeutig negative Konnotation hat. Ein „Nationalist“ (Extremfall: „Chauvinist“) ist jemand, der sein eigenes Volk über andere Völker stellt und andere Nationen als minderwertig verachtet oder sogar deren Verfolgung (im Extremfall: Vernichtung) zuläßt (vgl. „Volksverhetzung“; „Rassismus“; „Nationalsozialismus“). Die Grenzen zwischen dem positiv besetzten Terminus „national“ (im Sinne von patriotisch) und dem negativ besetzten Begriff „nationalistisch“ („chauvinistisch“) sind fließend; daraus ergeben sich mancherlei Probleme. Es vereinfacht die Schwierigkeiten auch nicht, wenn man der Vorstellung folgt, „national“ und „nationalistisch“ bildeten zwei Seiten der gleichen Medaille. Führt man sich die beiden Wurzeln von „Nationalismus“ („national“ = positiv, „nationalistisch“ = negativ) vor Augen, dann verwundert es gar nicht, daß die Nationalismuskonzeption einerseits zwangsläufig in einem stark emotional aufgeladenen Spannungsfeld ausgetragen wird und daß sie andererseits unter ständigen Mißverständnissen leidet, weil die einen stärker die positive, die anderen stärker die negative Wurzel von „Nationalismus“ im Sinn haben.

Das Dilemma der Doppeldeutigkeit des Terminus „Nationalismus“ brachte die Chefredakteurin einer Zürcher, im politischen Spektrum links einzuordnenden Tageszeitung anläßlich des Schweizer Nationalfeiertags, am 1. August 1999, in ihrem Leitartikel auf den Punkt: „Man kann mit gutem Grund geteilter Meinung sein, was der Sinn von Nationalfeiertagen sei. Sind Nationen in einer zusammenwachsenden Welt überhaupt noch ‚in‘, sind Heimatgefühle erlaubt? ... Wo ist denn die Grenze zu ziehen zwischen Patriotismus (= Liebe zur Heimat) und Nationalismus (= Übersteigerung von Nation und allem Nationalen). Schon immer war das eine Frage des Maßes, eine Gratwanderung. Auf dieser Seite des Grats droht der Absturz ins Fanatische, auf jener der Absturz in Gleichgültigkeit und Wurzellosigkeit.“³

3 Esther Girsberger, Heimat als Museum, in: Tages-Anzeiger (Zürich), 31. 7. 1999, S. 2.

Nationalismus und Kirche

Nationalismus im Sinne von „vaterländisch/patriotisch“ ist in vielen Kirchen des Auslandes eine ganz normale Erscheinung. Nationalflaggen und andere nationale Symbole haben in einem anglikanischen, amerikanischen, französischen oder skandinavischen Gotteshaus (jedweder Konfession) ihren festen Platz. Die Nation als die das ganze Volk umschließende Klammer wird als der reale Rahmen empfunden, in dem kirchliches Leben sich vollzieht („Beheimatung“).

Im Nachkriegsdeutschland besteht diese Unbefangenheit gegenüber dem Begriffsfeld „national“ nicht mehr. Nach den erschütternden und beängstigenden Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus erfolgte in Deutschland mehr und mehr eine Gleichsetzung des Begriffs „national“ mit „nationalistisch“; „national“ wurde zunehmend von der negativen Bedeutung „nationalistisch“ infiziert und erhielt im öffentlichen Diskurs sogar eine „bräunliche, völkische“, also nationalsozialistische Einfärbung. Alles, was mit „national“ in Verbindung steht, wurde im [westlichen] Nachkriegsdeutschland für mehrere Jahrzehnte suspekt, ja geradezu tabuisiert.⁴ Wer sich, und war es noch so vorsichtig, irgendwie im patriotisch-vaterländischen Sinne äußerte, lief (und läuft z. T. auch heute noch) Gefahr, politisch in eine rechte Ecke gestellt zu werden. „Nationalismus“ und „Patriotismus“, selbst „Vaterland“, galten in der Bundesrepublik Deutschland in tonangebenden politischen und kirchlichen Kreisen als beinahe „politisch unkorrekte“ Begriffe. Sicherlich ist diese Tabuisierung des Wortfeldes „national“ ein Grund dafür, daß in Deutschland während der letzten Jahre das Pendel zum Teil in die entgegengesetzte Richtung ausgeschlagen ist: Nationalismus im Sinne von Rassismus ist in gewissen Kreisen der Jugend wieder „in“.

In der Orthodoxie, die in den einst kommunistischen Staaten die verbreitetste Konfession darstellt, spielt das nationale Element eine spezielle Rolle. Wenn man von der Griechischen, der Russischen, der Serbischen, der Rumänischen, der Bulgarischen und anderen orthodoxen Kirchen spricht, so ist dies nicht nur eine geographische Zuordnung, sondern es bedeutet für die Glieder dieser einstigen orthodoxen Volkskirchen auch, daß ihre jeweilige Kirche im Rahmen der Gesamtorthodoxie etwas ganz Individuelles, Einmaliges darstellt, was sie von den übrigen orthodoxen Schwesterkirchen deutlich unterscheidet. Das kann sich auch in Spannungen äußern, wie sie

4 In der DDR lagen die Dinge insofern anders, als mit der Schaffung einer eigenen DDR-Identität der Terminus „national“ wieder in Gebrauch kam – allerdings mit ideologiekonformem Inhalt.

beispielsweise zwischen der griechischen und der slawischen Orthodoxie bestehen und in gelegentlichen Auseinandersetzungen zwischen den Patriarchaten Konstantinopel und Moskau kulminieren.⁵ Jedenfalls gehört die nationalkirchliche Zuordnung zum Selbstverständnis eines jeden Orthodoxen.

Neben diesen Formen eines vertretbaren oder wenigstens tolerierbaren Nationalismus in der Kirche gibt es aber auch im kirchlichen Umfeld Tendenzen, die im Extremfall dazu Anlaß geben, von „*Chauvinismus im kirchlichen Gewande*“ zu sprechen. Das ist der Fall, wenn nicht mehr Jesus Christus in der Mitte der Kirche steht, sondern wenn er durch Überbetonung des Deutschtums, Russentums, Polentums, Baltentums usw. von seinem zentralen Platz verdrängt wird. In den meisten (Staats-)Kirchen Europas war dies vor dem Ersten Weltkrieg der Fall, als die Identifizierung der Kirchen mit Nation und Staatspolitik zu bedingungsloser Übernahme staatlicher Doktrinen führte – nationalistischen Doktrinen, die zwangsläufig den Weltkrieg zur Folge hatten. Für die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg sind in diesem Zusammenhang die „Deutschen Christen“ zu nennen. Im Bosnienkrieg 1992–1996 haben breite Teile der serbisch-orthodoxen Geistlichkeit die Angriffe der Serben auf Kroaten und Bosniaken mit ihrem Segen begleitet.⁶ Der Ideologe des neuen militanten Nationalismus in der Serbischen Kirche, Bischof Nikolaj Velimirović (1880–1956),⁷ und sein Schüler, Justin Popović (1894–1979), erfreuen sich seit Beginn der 90er Jahre wachsender Beliebtheit.

Es steht außer Zweifel, daß nach dem Zusammenbruch des Kommunismus der Nationalismus in vielen Kirchen des ehemaligen Ostblocks neuerlich Einzug gehalten hat. Zuweilen hat(te) man den Eindruck, daß mancherorts die Nationalflagge vor dem Altar das Kreuz Jesu fast verdeckte. Das war und ist beunruhigend; und ganz sicher müssen im Zuge einer Normalisierung verschiedene Übersteigerungen wieder abgestoßen werden; zum Teil ist dies bereits geschehen.

5 Zuletzt im Jahre 1996 im Streit um die jurisdiktionelle Zugehörigkeit der orthodoxen Esten, vgl. Gerd Stricker, Zweites und Drittes Rom im Widerstreit. Das Ringen der Patriarchate Moskau und Konstantinopel um die Orthodoxen in Estland, in: G2W 4/1996, S. 17–24.

6 Anne Herbst, Religiöser Nationalismus im balkanischen Bürgerkrieg, in: G2W 6/1992, S. 14f; Gordon B. Bardos, Orthodoxe Machtpolitik, in: G2W 10/1992, S. 23–29; Bischof Atansije (Jevtić): Die Serben im Heilsplan Gottes, in: G2W 4/1993, S. 19f.

7 Die Serben seien „das neue Volk Israel“ und Serbien eine „Martyrernation“ – vgl. Geert van Dartel, Nikolaj Velimirović – eine umstrittene Gestalt in der Serbisch-Orthodoxen Kirche, in: G2W 4/1993, S. 20–26.

Konfessionalismus

Wie das Wort „Nationalismus“ heute inhaltlich eine eher negative Bedeutung hat, früher aber einen eher positive Sinn besaß, so hatte der heute weithin negativ besetzte Begriff „Konfessionalismus“ früher ebenfalls eine positive Nuance, die man etwa mit „Wahrung konfessioneller Positionen“, „konfessionelle Bewußtheit“ umschreiben kann. So bezeichnete im 19. Jahrhundert der Terminus „Konfessionalismus“ unter anderem das Bestreben, gegen die nivellierenden Einflüsse von Rationalismus, Aufklärung und auch Pietismus das konfessionelle Profil stärker herauszustellen.⁸ Heute wird „Konfessionalismus“ definiert als eine sehr konservative, meist anti-ökumenische Haltung, die gegen die Bemühungen um ein Aufeinander-Zugehen der Kirchen ein starres Festhalten an – angeblich – überlebten konfessionellen Standpunkten setze. Dabei lasse diese Haltung keine andere als die eigene Kirche als heilsmächtig gelten.

Zweifellos reißt „Konfessionalismus“ im negativen Sinne (nur die eigene Kirche sei im Vollbesitz der vollen Wahrheit) die Gräben zwischen den Kirchen immer neu auf und hindert sie daran, näher zueinander zu rücken. Die Vorstellung, die eigene Kirche sei die „allein seligmachende“, ist Ausdruck eines geistlichen Hochmutes, der die Vorstellung, auch eine andere Kirche könne das geistliche Heil vermitteln, überhaupt nicht zuläßt. Trotzdem ist dieses Denken noch weithin unter Christen verbreitet. So unterstellen einige tonangebende orthodoxe Kirchenkreise in vielen Ländern Ost- und Südosteuropas der römischen Kirche, sie verfolge nach wie vor das Ziel, Orthodoxe und Protestanten wieder der römischen Weltkirche unterzuordnen; auch betrachten die Orthodoxen die katholische Kirche immer noch vor als *schismatisch* (= abgespalten von der wahren Lehre) und die Dogmen der protestantischen Denominationen sogar als *Häresien* (= Irrlehren, Ketzereien). In der ökumenischen Praxis werden diese Positionen allerdings meistens verdeckt; wirkliche Ökumeniker in der Orthodoxie weisen sie entschieden zurück. – Es sei übrigens daran erinnert, daß das „konfessionalistische“ Ausschließlichkeitsdenken auch in protestantischen evangelikalischen Kreisen durchaus verbreitet ist.

8 EKL, Bd. 2, Sp. 1361.

„Konfessionelle Bestimmtheit“ und Ökumene

Im Sinne einer rein negativen Bewertung des „Konfessionalismus“ ist es heute üblich, diesen als eine Sünde wider die Ökumene zu bezeichnen. Dabei hat der Begriff „Konfessionalismus“ auch eine durchaus positive Bedeutungsvariante: die erwähnte „konfessionelle Bestimmtheit“. Allerdings hat man den Eindruck, daß aus der Optik der ökumenischen Institutionen in Genf „konfessionelle Bestimmtheit“ fast genau so schlimm ist wie „Konfessionalismus“.

Mitchristen, die sich bewußt zu ihrer Kirche bzw. Konfession bekennen und konfessionelle Unterschiede als eine Bereicherung, einen Ansporn und eine theologische Herausforderung betrachten, werden von vielen Ökumenikern als die Kircheneinheit behindernd angesehen – oder sogar diskreditiert. Sie werfen oft jenen „Konfessionalismus“ vor, die – mit Blick auf den Genfer Weltkirchenrat und seine ökumenischen Institutionen – eine kritische oder distanzierte Haltung gegenüber dem die konfessionellen Grenzen verwischenden Einheitsmodell („*Einheit* in der Vielfalt“) einnehmen und ein stärker die konfessionelle Verschiedenheit berücksichtigendes Modell („*Versöhnte Verschiedenheit*“) bevorzugen.

Der Weltkirchenrat verfolgte jahrzehntlang das Einheitsmodell, das aber immer in Gefahr steht, in einen profillosen „Ökumene-Brei“ einzumünden. Viel stärker noch als „konfessionsbewußte“ Protestanten sind es die orthodoxen Mitgliedskirchen im ÖRK, die vor jener Gefahr warnen. Unter anderem deshalb haben die orthodoxen Kirchen Georgiens (1987) und Bulgariens (1998) ihre Mitarbeit im ÖRK aufgekündigt oder nach der 8. Vollversammlung des ÖRK im Dezember 1998 dieselbe auf passive Präsenz minimiert (z. B. Rußland).

Erst seit sich in Harare das Auseinanderbrechen des ÖRK als eine reale Gefahr erwiesen hat, greift man in Genf auf das Modell der „Versöhnten Verschiedenheit“ zurück, um das Ausscheiden weiterer im ÖRK verbliebener orthodoxer Mitgliedskirchen zu verhindern: Die Jahrzehnte lang hofierten orthodoxen Kirchen hatten gegen die protestantische Dominanz und die Tendenzen der Gleichmacherei im ÖRK (orthodoxer Vorwurf: Konfessionsvermischung) aufbegehrt. Sie fordern eine stärker konfessionelle Profilierung der Mitgliedskirchen, also auch eine stärkere Respektierung ihrer orthodoxen Identität.⁹

9 Gerd Stricker, Jubelrufe und Trommelschläge. Einige Bemerkungen zur Achten Vollversammlung des Weltkirchenrates in Harare, in: G2W 1/1999, S. 12–14.

Nationalismus im Kommunismus

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus hat sich der meisten nunmehr befreiten Staaten und Völker eine nationale Euphorie bemächtigt – vor allem bisheriger Minderheitenvölker, die sich jetzt eigener Staatlichkeit erfreuen. Diese national/istische Welle ist nicht unproblematisch. Jedoch hat ein Gespräch mit Repräsentanten dieser Völker über ihren neuen „Nationalismus“ nur dann Sinn, wenn man diese einstigen Minderheitenvölker, die unter dem Kommunismus zu einem nationalen Überlebenskampf gegen Staatsvölker (Russen, Serben, Rumänen, Tschechen) gezwungen waren, dort „abholt“, wo sie heute stehen. Anders gesagt: Die Nationalismuskommunikation mit ihnen hat nur dann Aussicht auf einen vernünftigen Verlauf, wenn westliche Dialogpartner erst einmal intensiv der Frage nachgehen, warum eigentlich – zum Beispiel Esten und Letten – einer von starken antirussischen Ressentiments begleiteten nationalen Euphorie verfallen sind.

In den kommunistischen Vielvölkerstaaten hatten nationale Minderheiten in der Regel einen noch schlechteren Rechtsstatus als in anderen vergleichbaren Staaten. Unterdrückung und Entrechtung nationaler Minderheiten wurden seit 1934, als der „Sowjetpatriotismus“ die sowjetische Innenpolitik zu bestimmen begann, zu Leitlinien der Nationalitätenpolitik.¹⁰ In den nach 1945 „sozialistischen“ Staaten Rumänien, Jugoslawien und Tschechoslowakei war dies nicht viel anders. Die eminente rechtliche Schlechterstellung nationaler Minderheiten wurde mit Euphemismen wie „Völkerfreundschaft“, „kommunistischer Internationalismus“ und „Gleichberechtigung sozialistischer Völker und Menschen“ kaschiert. In Wirklichkeit bestimmte jedoch der irrwitzige Traum vom ethnisch homogenen Nationalstaat die Nationalitätenpolitik der sozialistischen Staaten.

In diesen Kontext gehören nicht nur die Zerstörung der nationalen Identität der Minderheitenvölker, sondern auch zahlreiche Maßnahmen zu ihrer sprachlichen Assimilierung an die Staatsvölker. So sahen sich in der Sowjetunion von Stalin bis Breschnjew mehr als 120 nicht-russische Völker einem (unterschiedlich starken) Russifizierungsdruck ausgesetzt.¹¹ In das russische Volk als das edelste, geniale und führende Sowjetvolk, das den Sozialismus herbeigeführt und den Faschismus besiegt hat, sollten letztendlich alle anderen Sowjetvölker einmünden. Als *erste* waren jene Sowjetvöl-

10 Erwin Oberländer, Sowjetpatriotismus und Geschichte. Dokumentation, Köln 1967; Gerhard Simon, Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion. Von der totalitären Diktatur zur nachstalinischen Gesellschaft, Baden-Baden 1986, S. 171–179.

11 Simon (wie Anm. 10), S. 243–255.

ker von Stalin zur Russifizierung ausersehen, die in der UdSSR über kein eigenes Territorium verfügten („fließende Völker“), z. B. die Rußlanddeutschen und die Krimtataren, denen wegen ihrer angeblichen „Kollaboration“ mit den Nazis ihre Siedlungsgebiete genommen worden waren. Ihnen waren damit alle Einrichtungen entzogen, die zum Erhalt von Sprache und Kultur unabdingbar sind (z. B. sämtliche muttersprachlichen Bildungsstätten). Auch die Russifizierung der Juden hatte seit den 30er Jahren höchste Priorität: Die Schaffung des „Jüdischen Autonomen Gebiets Birobidschan“ (am Amur) diente nur dazu, Stalins antijüdische Politik zu tarnen.¹²

Als nächste Gruppe waren kleinere Sowjetvölker – wie Esten und Letten –, aber auch die Nomadenvölker Sibiriens zur Russifizierung vorgesehen. Ein kleines Beispiel dafür, wie die Russifizierung sich im Baltikum in der Praxis auswirkte, bot die auf dem Rigaer Domplatz errichtete Plakatwand, auf der man 1987 jeweils sieben oder acht Tageszeitungen aufgeklebt fand: Bis auf eine einzige lettische Zeitung waren alle übrigen russischsprachig! Oder es sei erinnert an die russischen Schulen in Riga und Tallinn, deren große Zahl den Anteil der Russen an der jeweiligen Bevölkerung weit überstieg.

Die dritte Russifizierungsstufe war langfristig angelegt – sie äußerte sich vorerst nur darin, daß in den nicht-slawischen Sowjetrepubliken – wie etwa Kasachstan, Kirgisien, Moldawien usw. – zwar in der Regel die „Präsidenten“ und „Vorsitzenden“ der wichtigsten Partei- und Staatsämter Einheimische – also Vertreter der nicht-slawischen Titularnationen – waren, daß jedoch hinter diesen immer ein russischer „Vize“ stand, der de facto den Kurs bestimmte.

In der Tschechoslowakei spielten die Tschechen gegenüber Slowaken und Ungarn die dominierende Rolle, in Jugoslawien die Serben gegenüber Kroaten, Slowenen, Mazedoniern und Albanern, in Rumänien die Rumänen gegenüber der ungarischen und der deutschen Minderheit.

Die „Wende“ – Befreiung einiger Minderheitenvölker

Als Ende der 80er Jahre der Kommunismus sowjetischer Prägung zerbröckelte und 1989/1990 der Eiserne Vorhang endgültig niederging, war dies

12 Arno Lustiger, ROTBUCH – Stalin und die Juden. Die tragische Geschichte des Jüdischen Antifaschistischen Komitees und der sowjetischen Juden, Berlin 1998; Gerd Stricker, Die Not der Juden Rußlands. Wie ein Volk zum Instrument sowjetischer Politik gemacht wurde, in: G2W 7–8/1999, S. 25–34.

für viele bis dahin einem ungeheuren Assimilierungsdruck ausgesetzten Minderheitenvölker das Signal, sich wieder zu Wort zu melden. Die politische „Wende“ war einer Explosion vergleichbar: Alles das, was sich im Kommunismus unter Minderheitenvölkern an nationalen Frustrationen, an Wut und Haß auf die herrschenden Staatsvölker angesammelt hatte, machte sich nun – oftmals unkontrolliert, emotional und sicher auch rachedurstig – Luft. Für viele im Westen kamen diese Ereignisse völlig unerwartet und erschienen absurd: Ethnien, die – so lange man im Westen zurückdenken kann (selten mehr als 20–30 Jahre) – scheinbar friedlich zusammengelebt haben, fielen plötzlich übereinander her und zerstörten alles, was sie zuvor gemeinsam geschaffen hatten.

Das bedrückendste Beispiel dafür bilden die Balkankriege, die seit fast zehn Jahren Städte und Landschaften – und vor allem die Seelen der Menschen – zerstören: Slowenen, Kroaten und Mazedonier gründeten eigene Staaten; nach unbeschreiblich grausamen Kriegen und nach ethnischen Säuberungen konnte gegen erbitterten serbischen Widerstand das politisch unabhängige Bosnien-Herzegowina durchgesetzt werden. Daraufhin begannen die Serben, den ihnen heiligen Boden des Kosovo „ethnisch zu säubern“, d. h. Hunderttausende Kosovaren, die dort mittlerweile neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten, zu vertreiben. Begleitet war dieser Vorgang von Massenmorden, vom förmlichen Abschlachten Tausender und Abertausender Kosovo-Albaner durch die Serben. Nachdem die Einsätze der NATO-Luftwaffe den serbischen Diktator zum Einlenken gezwungen hatten und die serbischen Truppen und Freischärler sich zurückzogen, rächten sich die Kosovo-Albaner durch Massaker an den Serben. – Eine schwankende Rolle spielte in diesen Kriegen die Serbische Orthodoxe Kirche.¹³

Unvergessen sind die Versuche Ceauşescus und auch die seiner postkommunistischen Nachfolger, *Rumänien* durch ethnische Säuberungen zu einem homogenen Nationalstaat zu machen: Restriktive Maßnahmen gegen Ungarn, Deutsche und Zigeuner sollten zu diesem Ziel führen. Diese Politik hat bekanntlich zur Auswanderung fast aller deutschen Volksgruppen aus Rumänien geführt. – Schließlich sei an die Loslösung der Slowakei aus dem tschechoslowakischen Staatsverband (1993) oder auch an die Vertreibung von Russen, Ukrainern, Deutschen und anderen Europäern aus Kasachstan und den mittelasiatischen GUS-Staaten erinnert...

In den nationalen und antikommunistischen Bewegungen hatten sich unterschiedlich wirkungsvoll Mitglieder religiöser Gemeinschaften engagiert

13 Vgl. hierzu die regelmäßige Berichterstattung über die Balkankriege in der Monatszeitschrift G2W seit 1991.

– in Polen, in Sowjet-Litauen und in Kroatien war das vom Anfang der kommunistischen Herrschaft an die katholische Kirche, bei Letten und Esten waren es lutherische Pfarrer, in Sowjet-Moldawien orthodoxe Priester, bei den Slowaken hatte der katholische Episkopat diese Funktion übernommen usw. In den islamischen Sowjetrepubliken tarnte sich der nationale Widerstand mit der Maske islamischen Brauchtums. – Unbestritten ist aber auch, daß sich Geistliche, welcher Konfession und welcher Religion auch immer, dem Befreiungskampf nicht allein aus religiösen und menschenrechtlichen Motiven angeschlossen hatten, sondern daß viele vor allem von der nationalen Idee getrieben waren.

Fallstudien:

Die Russische Orthodoxe Kirche und die lutherischen Kirchen Estlands und Lettlands

In der Diskussion um die Situation in den baltischen lutherischen Kirchen fällt ein Widerspruch auf: Kirchliche Beobachter im Westen erheben zuweilen ziemlich massive Vorwürfe, die lutherischen Kirchen in den nun wieder freien baltischen Staaten gebärdeten sich „nationalistisch“; dabei kann sich der mit der Situation einigermaßen Vertraute zuweilen nicht des Eindrucks erwehren, daß diese Kritiker den Dingen nicht immer auf den Grund gehen, sich nicht genügend intensiv mit den politisch-historischen Hintergründen vertraut machen und eigentlich auch nicht ernsthaft versuchen, die baltische Situation zu verstehen. Die Gespräche sind deshalb oftmals mit westlichen Voreingenommenheiten belastet. Die Vorwürfe haben besonders häufig die „ungerechte“ oder „menschenrechtlich unververtretbare“ Haltung der Esten und Letten gegenüber der „diskriminierten“ russischen Minderheit, z. B. in der Sprachenfrage, zum Anlaß.¹⁴

Viele Vorwürfe sind sicher auch berechtigt; aber allzu sehr drängt sich der Eindruck auf, im Westen würden die Vorwürfe gegen die Balten vor allem deshalb erhoben, damit Rußland den westlichen Staaten gewogen bleibe. – So wird im Westen oft beklagt, in Estland und Lettland käme man den russischen Mitbürgern nicht weit genug entgegen; doch schweigen oftmals die gleichen Kritiker zu nationalistisch-konfessionalistisch motivierten

14 Siehe hierzu die Diskussion um das umstrittene lettische Sprachengesetz, z. B. in der FAZ vom 8., 10., 14., 16. und 17. Juli 1999.

Diskriminierungen, die von russisch-orthodoxer Seite ausgehen und sich beispielsweise gegen katholische Institutionen in Rußland richten.¹⁵

Bei der Beschäftigung mit den einst sozialistischen Ländern zeigt es sich, daß die pauschale Zurückweisung von Nationalismus und Konfessionalismus – so „politisch korrekt“ sie sonst auch sein mag – der Komplexität des realen Lebens dort nicht gerecht wird. Es genügt nicht, Vorwürfe zu erheben und sie mit Verurteilungen zu verbinden, sondern man muß ihren Ursachen und historischen Wurzeln nachgehen; erst dann kann man auf der Grundlage dieses Wissens mit den Partnerkirchen Konfliktlösungen suchen. Im folgenden wird exemplarisch das politische, innerkirchliche und orthodoxe Umfeld nachgezeichnet, in dem sich das baltische Luthertum seit 1944 behaupten mußte und in das es durch die starke russische Präsenz auch nach der Eigenstaatlichkeit eingebunden ist.

Russische Kirche

Gut informierte und kritische Beobachter bestätigen einmütig, daß seit Ende der 80er Jahre auch in der Russischen Orthodoxen Kirche nationalistische Tendenzen unübersehbar sind, die in der zweiten Hälfte der 90er Jahre noch stark zugenommen haben. Es gibt zwar im Moskauer Patriarchat, namentlich in der Kirchenleitung, durchaus ökumenisch offene Bischöfe. Nicht sie, sondern jene Priester, die sich dem nationalistischen Trend zu entziehen suchen und sich für das Gespräch mit den Konfessionsnachbarn einsetzen, werden in der orthodoxen Massenpresse¹⁶ verunglimpft. Diese quasi-offizielle antiökumenische Haltung des Moskauer Patriarchats – kombiniert mit starken anti-westlichen Tendenzen – ist seit etwa fünf Jahren zu beobachten.¹⁷

15 Z. B. über den auf orthodoxen Druck vollzogenen Umzug des katholischen Priesterseminars von Moskau in das ökumenisch offenere St. Petersburg im Jahre 1995, siehe G2W 12/1998, S. 10.

16 „Pravoslavnaja Rus“, „Rus' Deržavnaja“, „Radonež“, „Moskovskij Cerkovnyj Vestnik“, „Pravoslavnaja Moskva“ u. a.

17 So ist auch die von Erzpriester Alexander Men begründete theologische „Schule“ ständigen Angriffen ausgesetzt. Men war 1990 wegen seines ökumenischen Engagements (und wegen seiner jüdischen Abstammung) ermordet worden. Hierarchen und kirchenleitende Persönlichkeiten enthalten sich allerdings der Polemik. Einige Priester stehen unter starkem Druck; zwei Geistliche wurden suspendiert. Die spektakuläre Amtsenthebung von Priester Georgi Kotschetkow hatte im Westen erhebliche Beunruhigung ausgelöst (vgl. Gerd Stricker, Reformpriester Georgi Kotschetkow wieder unter Druck, in: G2W 11/1997 S. 14–19).

Auch der russische Nationalismus hat eine lange Tradition: So verband beispielsweise Fjodor Dostojewski seinen glühenden orthodoxen Glauben mit einem großrussischen Chauvinismus, der sich hinter dem Schlagwort „Slavophilentum“¹⁸ verbarg. Häufig in seinem Werk äußerte Dostojewski (in dieser oder jener Form) den Gedanken, daß der verfaulende Westen am orthodoxen Osten – mehr noch: an der *russischen* Orthodoxie – genesen müsse. In seiner berühmten Puschkin-Rede vom 8. Juni 1880 heißt es:

„Echter Russe sein bedeutet nichts anderes als: Danach streben, die europäischen Widersprüche endgültig zu versöhnen, der europäischen Sehnsucht den Ausweg in der russischen allmenschlichen und allvereinenden Seele zu zeigen, in sie mit brüderlicher Liebe alle unsere Brüder aufzunehmen und schließlich und endlich vielleicht auch das endgültige Wort der großen allgemeinen Harmonie auszusprechen, der brüderlichen endgültigen Einigung aller Völker nach den Gesetzen Christi und des Evangeliums!“¹⁹ – wobei Dostojewski die Gesetze Christi und das Evangelium natürlich im (russisch-)orthodoxen Sinne versteht. Die orthodoxen Russen können sich in ihrer heute verbreiteten Ablehnung alles Westlichen auf Dostojewski berufen.

Seit 1988 erlebt die Russische Orthodoxe Kirche statistisch gewaltige Zuwächse. So begrüßenswert das auch ist, so hat dies auch seine problematischen Seiten. Denn die Kirchenzugehörigkeit der „Neophyten“ hat oft nur deklamatorischen Charakter. Viele der neuen Gemeindeglieder haben lediglich, ohne weiter nachzudenken und dem politischen Trend folgend, die Ideologie gewechselt – vom Kommunismus zur Orthodoxie. Diese ist heute ein fester und zentraler Bestandteil des neuen russischen Nationalismus: Russe-Sein und Orthodox-Sein – russischer Nationalismus und Orthodoxie – sind heute für viele Russen wieder (wie im Zarenreich) gleichbedeutende Begriffe. Selbst Rechtsextremisten wie Viktor Shirinowski oder der Kommunistenchef Gennadi Sjuganow sind heute entweder getauft oder legen zumindest größten Wert darauf, sich in Kirchen zu zeigen und in der Presse

18 Slavophile: Vertreter einer russischen Geschichts- und Kulturphilosophie im 19. Jahrhundert, die die russisch-orthodoxe Kultur mit ihren bäuerlichen Traditionen und der „russischen Seele“ nicht nur in Gegensatz zur westlich-lateinischen Kultur (für die sich die russischen „Westler“ begeisterten) brachten, sondern die auch verkündeten, die russisch-orthodoxe Kultur sei der westlichen Kultur weit überlegen. So beklagten die Slavophilen die Öffnung Rußlands nach dem Westen durch Peter den Großen als ein nationales Unglück (K. Aksakow, A. Chomjakow, I. Kirejewski, K. Pogodin u. a.).

19 F. M. Dostojewskij, Winterliche Aufzeichnungen über sommerliche Eindrücke. Aufzeichnungen aus dem Kellerloch. Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers, Reinbek/Hamburg 1962, S. 190f.

zusammen mit Priestern abgebildet zu werden. Gennadi Sjuganow pflegt sich bei seinen öffentlichen Auftritten für die Orthodoxie starkzumachen und Nicht-Orthodoxen drohend zu empfehlen, sie sollten doch „schleunigst die Koffer packen“ und das Land verlassen.

Viele Russen behaupten heute von sich, orthodox zu sein – sind aber oft gar nicht getauft. Und selbst von den Getauften erfüllen nur drei Prozent die minimalen Pflichten eines Orthodoxen.²⁰ Zuweilen stößt man (übrigens nicht nur in der Orthodoxie) auf folgende Charakterisierung der neuen Gemeindeglieder: „Vor 10 Jahren schrien sie noch in der Parteiversammlung herum. Dann haben sie sich ‚bekehrt‘, und nun führen sie in der Kirche das große Wort!“

Diese Entwicklungen sind – nicht nur, aber doch in sehr starkem Maße – auch Folgen der zwangsweise rudimentären *theologischen Ausbildung* der Geistlichen unter dem Sowjetregime. Nach Aussagen von Erzpriester Prof. Wladimir Fjodorow (Geistliche Akademie zu St. Petersburg) beschränkt sich die theologische Ausbildung von ca. 80 Prozent der heutigen Priester des Moskauer Patriarchats auf den Vollzug des Rituals. Bei der rasant wachsenden Zahl neuer Gemeinden und bei dem gleichermaßen steigenden Bedarf an Geistlichen wird deren Ausbildung zwangsläufig immer oberflächlicher.²¹ Zwar ist die Zahl der geistlichen Bildungsanstalten des Moskauer Patriarchats von fünf (1988) auf etwa 50 angestiegen – jedoch fehlen qualifizierte Dozenten. Wie in Sowjetzeiten verläßt ein Großteil der Seminaristen nach wenigen Monaten die kirchliche Ausbildungsstätte und übernimmt neue Gemeinden (1986: 6 800 Gemeinden; 1999: 18 000 Gemeinden des Moskauer Patriarchats weltweit). – Das Dilemma des Moskauer Patriarchats hinsichtlich der theologischen Ausbildung demonstriert Erzpriester Wladimir Fjodorow an folgendem Beispiel: Er wisse von orthodoxen Priestern, die erst drei Monate vor ihrer Priesterweihe getauft worden sind.

Das Moskauer Patriarchat hat die fragwürdige These vom „*Kanonischen Territorium* des Moskauer Patriarchats“ (das ist die gesamte frühere Sowjetunion) entwickelt, auf dem andere christliche Kirchen höchstens geduldet sind. Mission, im Grunde genommen überhaupt die Präsenz nicht-orthodoxer Kirchen auf diesem Territorium, ist unerwünscht und wird als „Proselytismus“ gebrandmarkt. Und zwar mit folgender Begründung: Vor 1905 waren die slawischen Bürger des Russischen Reiches (Russen, Ukrainer, Weiß-

20. Andrej Danilow (Moskau), Die Zeit des Enthusiasmus ist vorbei. Fragen zum heutigen Verständnis des Begriffs „orthodox“ in Rußland, in: G2W 5/1997, S. 14–19.

21. Priestermonch Ilarion (Alfejew), Probleme der theologischen Ausbildung in Rußland, in: Stimme der Orthodoxie (Berlin), 1/1998 und 2/1998.

russen) automatisch Glieder der orthodoxen Staatskirche gewesen. Wenn ihre Nachkommen heute meistens der Kirche entfremdet oder Atheisten sind, dann deshalb, weil die Sowjets sie gezwungen hatten, sich von der Kirche zu trennen. Deshalb habe allein die Russische Kirche das Recht, die Slawen in der einstigen Sowjetunion zum Christenglauben zurückzuführen. Die These vom „Kanonischen Territorium“ erschwert die Bautätigkeit der nicht-orthodoxen Kirchen in Rußland, die – wie die orthodoxe Kirche – an ihre Tätigkeit vor der Revolution anknüpfen wollen. Allerdings haben die (registrierten) lutherischen Institutionen seitens der Russischen Kirche bisher keine Behinderung erfahren.

Nach der Wende haben – wie in allen post-kommunistischen Ländern – zahlreiche religiöse Gruppierungen (darunter pseudoreligiöse Wirtschafts- und Psychosekten) auch in Rußland ihre oftmals zweifelhaften Aktivitäten entfaltet. Die Russische Kirche hat ihnen aus eigener Kraft wenig entgegenzusetzen. Mit Empörung konstatiert man im Patriarchat, daß zahlreiche junge Menschen, die die Russische Kirche so bräuchte, den Tricks und Umgarnungen solcher als protestantisch eingestufte neuer Gruppierungen erliegen. Vor diesem Hintergrund (Ressentiments gegen westliche Kirchen, Zorn wegen angeblicher Missionserfolge von Sekten) ist es nachvollziehbar, daß das Moskauer Patriarchats das russische Religionsgesetz vom 1. Oktober 1997²² vorbehaltlos unterstützt: Dem Wortlaut nach soll das Gesetz das Vordringen neuer Sekten verhindern, in Wirklichkeit jedoch die dominierende Position des Moskauer Patriarchats in Rußland sichern.

Lutherische Kirchen in Estland und Lettland

In den Jahrzehnten der Sowjetherrschaft war es wegen der staatlichen Kontrolle und Repression nicht immer einfach, intensive Gemeinschaft zu den lutherischen Schwesterkirchen in Estland und Lettland²³ zu halten. Auch machte es die Instrumentalisierung der Kirchenführungen durch die Sowjets

22 Gerd Stricker, Überlegungen zum neuen Religionsgesetz, in: G2W 7–8/1997, S. 26–29; Ders.: Wie neu ist das russische Religionsgesetz? In: G2W 10, S. 13–17.

23 Die Lutheraner in Litauen werden in die folgenden Betrachtungen nicht einbezogen, weil sich die Problematik hier völlig anders stellt als in Estland und Lettland: Die Lutheraner bilden in Litauen gegenüber den Katholiken eine sehr kleine Minderheit; neben ihnen gibt es dort noch die kleine, aber historisch bedeutsame reformierte Kirche, deren große Probleme die Lutheraner vielfach mittragen. Vgl. Arthur Hermann, Wilhelm Kahle † (Hrsg.): Die reformatorischen Kirchen Litauens. Ein historischer Abriss, Erlangen 1998.

nicht immer leicht, allen kirchenleitenden Persönlichkeiten im kommunistischen Machtbereich vorbehaltlos zu vertrauen.

Seit der Annexion der baltischen Staaten 1944 hatten die Sowjets vor allem in Estland und Lettland eine mehr oder weniger systematische Russifizierungspolitik betrieben. Nach den Massendeportationen hunderttausender Balten in den 40er Jahren wurde der *Sowjetisierungs-* und Russifizierungsprozeß durch administrative Direktiven und durch bevölkerungspolitische Maßnahmen vorangetrieben. Im Laufe der Jahrzehnte strömten mehrere Millionen Russen, Ukrainer, Weißrussen sowie Glieder anderer Sowjetvölker in die kleinen baltischen Republiken: Parteikader, administrative und wirtschaftliche Führungskräfte, technisches und pädagogisches Personal, Offiziere und Soldaten sowie Industrie- und Hafentarbeiter.

Die baltischen Republiken waren unter der Sowjetbevölkerung als Vorfeld der westlichen Kultur höchst beliebt, und so blieb ein großer Teil der zugewanderten Russen hier: Noch 1994 lag der Anteil der slawischen Bevölkerung in Estland bei 32 % und in Lettland sogar bei 37 %.²⁴ Seitdem hat sich daran nicht viel geändert. Die meisten größeren Städte klagen auch heute noch über russische Bevölkerungsmehrheiten. Immerhin konnten Esten und Letten wenigstens in den ländlichen Bezirken ihre Identität bewahren.

Durch diese Massenzuwanderung sahen sich Esten und Letten im Sowjetstaat in einen nationalen Überlebenskampf gedrängt, in dem sie – auf Dauer gesehen – Verlierer hätten bleiben müssen. Die ihnen sowjetischerseits zugestandene Perspektive lag in der Bewahrung einiger folkloristischer Elemente zu Show-Zwecken: nationale Tänze, Trachten und Volkslieder.

Die Radikalität, mit der heute um die Frage des staatsbürgerlichen Status der Russen in Estland und Lettland und um den Stellenwert der russischen Sprache in diesen Ländern gerungen wird, hat in den tiefsitzenden Ängsten vor russischer Überfremdung ihre Ursache. Westliche Mahnungen (z. B. der Europäischen Union!), die Esten und Letten sollten den angeblich „bedrohten“ russischen „Minderheiten“ viel weiter entgegenkommen und ihnen großzügigere Minderheitenrechte einräumen,²⁵ stoßen bei den Balten auf geringes Verständnis, ja oft auf allergische Ablehnung – weil diese

24 Erzbischof Ēlmaris Ē. Rozītis, Die Ev.-Luth. Kirche Lettlands zwischen geistlicher Auseinandersetzung und materieller Not, in: G2W 1/1995, S. 21–25; Gerd Stricker, Das Baltikum – Grenzland zweier Kulturen, in: G2W 1/1995, S. 15–21; Ders.: „Wir bleiben hier!“ – Russen im Baltikum, in: G2W 1/1995, S. 29–31; Ders.: Lutheraner im wieder unabhängigen Estland, in: G2W 3/1995, S. 23–26.

25 Siehe hierzu noch einmal die Diskussion um das umstrittene lettische Sprachengesetz in der FAZ vom 8., 10., 14., 16. und 17. Juli 1999.

Forderungen häufig ohne Verständnis für die heikle ethnische Situation der Esten und Letten, dafür aber mit um so größerem Verständnis für die russischen Klagen erhoben werden.

Religiöse Lage der Balten im Sowjetstaat

Jeder Bischof und jeder Pastor auch in den baltischen Ländern war dem „Rat für Angelegenheiten der Religionen“ verantwortlich, der im Laufe der Jahrzehnte auch die baltischen Kirchen fest in den Griff nahm. Wollte man vom Westen aus mit Kirchen in den baltischen Republiken in Verbindung treten, so war es wichtig, sich der Unterstützung des Kirchlichen Außenamts des Moskauer Patriarchats zu versichern – das war die entscheidende Schaltstelle, auch für die Kontakte mit den lutherischen Kirchen in den baltischen Republiken. Zwar konnten die Pfarrer in den Volkssprachen predigen, aber sie durften keine aktuellen Probleme anschnitten. Von Fall zu Fall sollte die sowjetische „Friedenspolitik“ thematisiert werden, die den „kriegstreiberischen Plänen der Kapitalisten und Imperialisten“ wirksam entgegengetrete.

Ein absolutes Tabu war jene Problematik, die Esten und Letten unter den Nägeln brannte: nationale Frage und drohende Russifizierung. Für viele Balten verloren die lutherischen Kirchen an Glaubwürdigkeit, weil sie zum schmerzlichsten Vorgang – dem geistigen Genozid – schweigen mußten.

Natürlich waren die meisten Pastoren Patrioten, die es schmerzte, daß sich ihre Kirchen in der nationalen Frage nicht klar auf die Seite ihrer Völker stellen durften. So verwundert es nicht, daß die nationalen Bewegungen in Lettland und Estland, die sich in den 80er Jahren entfalteten, auch unter den Pastoren eifrige Mitstreiter fanden, in Estland z. B. Harald Mõtsnik und in Lettland Modris Plate und Juris Rubenis („Wiedergeburt und Erneuerung“), die deswegen von der estnischen bzw. lettischen Kirchenleitung – entweder im vorauseilenden Gehorsam oder auf Geheiß der Religionsbehörden – gemaßregelt wurden.

Eine andere Maßnahme, mit der die Sowjetmacht in den baltischen Republiken Präsenz markierte, war die Zur-Schau-Stellung der Russischen Kirche. Diese stand zwar in den russischsprachigen Regionen der Sowjetunion unter starkem Verfolgungsdruck, in den nichtrussischen Sowjetrepubliken, namentlich im Baltikum, wurde sie eindeutig im russischen Interesse benutzt: Den Repräsentanten des Patriarchats in Lettland und Estland wurde seitens der baltischen Sowjetbehörden eine viel höhere Wertschätzung zuteil als den lutherischen Kirchen, man trat ihnen sogar mit einer gewissen

Devotion entgegen; die Vertreter des Patriarchats hatten auch gewisse Kontrollfunktionen gegenüber den lutherischen Landeskirchen auszuüben. Darüber hinaus wurde im Baltikum und in anderen nichtrussischen Gebieten der Sowjetunion der Orthodoxen Kirche ein besonders dichtes Netz kirchlicher Einrichtungen zugestanden. So kamen auf die 1985 ca. 500 000 in Riga lebenden Russen zwölf orthodoxe Kirchen, d.h. eine Kirche stand 40 000 Russen zur Verfügung – dagegen kamen auf jede der 48 in Moskau „arbeitenden“ orthodoxen Kirchen etwa 210 000 Personen: In Riga gab es also im Verhältnis fünfmal so viele orthodoxe Kirchen wie in Moskau. In den nicht-russischen Republiken dienten den Sowjets die Einrichtungen des Moskauer Patriarchats als wichtige Signale russischer Dominanz.

Am Rande nur sei darauf verwiesen, daß die autochthonen orthodoxen Kirchen der Letten und Esten, die Mitte des 19. Jahrhunderts durch massive Proselytenmacherei der Russischen Kirche entstanden waren und ihre eigenen liturgischen Sprachen entwickelt hatten,²⁶ in sowjetischer Zeit fast zur Gänze russifiziert worden sind. Während sich die orthodoxen Esten auf ihr eigenes liturgisches und kirchensprachliches Erbe zu besinnen versuchen (sie haben sich mittlerweile von der Russischen Kirche getrennt und dem Ökumenischen Patriarchat Konstantinopel unterstellt), scheint dieses spezifisch lettischorthodoxe Erbe unter dem russifizierenden Druck endgültig verlorengegangen zu sein.²⁷

Vor diesem Gesamthintergrund ist es verständlich, daß in der Sowjetzeit die baltischen Pfarrer das Auftreten von Gästen aus der *Ökumene* mit geradezu eifersüchtiger Aufmerksamkeit beobachteten. Daß diese auch im Baltikum zuallererst dem russischen Bischof des Moskauer Patriarchats in Tallinn oder Riga ihre Reverenz erweisen mußten – dafür hatte man Verständnis. Wenn jedoch die Lutheraner in Estland und Lettland den Eindruck hatten, daß manche Gäste aus dem Westen für die Probleme der baltischen Kirchen überhaupt kein Sensorium hatten und sich in erster Linie für die Orthodoxen interessierten und vielleicht sogar engere ökumenische Beziehungen der Balten zum Moskauer Patriarchat anmahnten, dann hat sie das verständlicherweise tief verletzt.

Auch in bezug auf die *Ökumene* wurde das Moskauer Patriarchat von den Sowjets mißbraucht, die die Möglichkeiten der westlichen ökumenischen Gremien zur Propagierung der Ziele der sowjetischen Außenpolitik

26 Wilhelm Kahle, *Die Begegnung des baltischen Protestantismus mit der Russisch-Orthodoxen Kirche*, Leiden/Köln 1959, S. 104–169.

27 Gerd Stricker, *Streit zwischen Moskau und Konstantinopel*, in: G2W 11/1995, S. 18–22; *Ders.: Zweites und Drittes Rom im Widerstreit*, in: G2W 4/1996, S. 17–24.

genau erkannt hatten – und die Vertreter des Moskauer Patriarchats mußten diese Ziele, in kirchliche Sprache umgemünzt, als ihr ureigenstes Anliegen in der Ökumene verkünden. Darüber hinaus war das Moskauer Patriarchat dafür verantwortlich, daß auch die nicht-orthodoxen Kirchen (und sogar die nicht-christlichen Religionen) auf den richtigen politischen Kurs gebracht wurden. „Ökumenische“ Konferenzen auf regionaler, Republik- und Sowjetebene (stets auf Einladung der Russischen Kirche und unter ihrer Führung) hatten keinen anderen Zweck. So lud das Moskauer Patriarchat 1982 zur „Weltkonferenz von Repräsentanten der Religionen zur Rettung der heiligen Gaben vor der nuklearen Katastrophe“ nach Moskau ein. Mit Konferenzen solcher Thematik wollten die Herren im Kreml die westlichen Kirchen veranlassen, gegen die Umsetzung des NATO-Doppelbeschlusses (1979–1983) massiv Front zu machen. Diese Strategie erwies sich als recht erfolgreich.

Konsequenterweise wurde deshalb die Ökumene von den nicht-orthodoxen Religionsgemeinschaften im Sowjetstaat abgelehnt – und man begegnet ihr auch in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion bis heute mit größtem Mißtrauen. Darüber hinaus war unter diesen Umständen auch (besonders wiederum unter sowjetischen Minderheitenvölkern wie Letten und Esten) das Moskauer Patriarchat diskreditiert – als Erfüllungsgehilfe der Sowjetregierung im Rahmen der Ökumene. Das alles sind schmerzliche Erfahrungen; und man sollte nicht gleich mit Verärgerung reagieren, wenn z. B. die lutherischen Kirchen im Baltikum oft große Vorbehalte sowohl gegenüber der Ökumene als auch gegenüber der Russischen Kirche haben.

Nationale Symbole in baltischen Kirchen

Nach Jahrzehnten massiver Sowjetisierung löste die Befreiung von der sowjetischen Herrschaft einen nur zu verständlichen Triumph aus. Das nationale Pathos machte auch vor der Kirche nicht halt, zumal (wie erwähnt) Pastoren führend an der nationalen Befreiungsbewegung beteiligt gewesen waren. Nationalflaggen und andere nationale Symbole haben in den Kirchen Eingang gefunden. Nicht wenige Pastoren suchten, nachdem die baltischen Länder eigenständig geworden waren, die Nähe der staatlichen Macht und meinten, bei allen nationalen bzw. staatlichen Anlässen demonstrativ beteiligt sein zu sollen. Nach den jahrzehntelangen Russifizierungsversuchen zeigte sich der nationale Überschwang in einem Ausschlagen des Pendels in die Richtung nationaler Euphorie, die selbst den Wohlmeinendsten zuweilen unangenehm auffiel. Mittlerweile scheint sich aber das Pendel auf eine

mittlere Position zuzubewegen; jedenfalls hat sich offenbar bei einem Teil der Pastoren Estlands und Lettlands (gewiß nicht bei allen) in nationaler Hinsicht eine gewisse Normalisierung und Entkrampfung eingestellt.

Konfessionelle Unsicherheiten

Zwar ist in Estland und Lettland seit der Eigenstaatlichkeit das nationale Bewußtsein wieder ungebrochen, jedoch sind erhebliche konfessionelle Unsicherheiten zu beobachten. Man hat zuweilen den Eindruck, als seien sich viele lettische und estnische Pastoren ihrer konfessionellen Identität nicht mehr sicher. Man bemerkt vielerorts ein gewisses Schielen nach den Katholiken, als habe man die Überzeugung von der Tragfähigkeit des reformatorischen Zeugnisses verloren. Bekanntlich pflegen in Zeiten innerer Unsicherheit Fragen des äußeren Erscheinungsbildes Bedeutung zu gewinnen; besondere Feierlichkeit, ein gewisser Glanz, hoheitsvolles liturgisches Zeremoniell – dies alles gerät zur Stütze des konfessionellen Selbstbewußtseins. So orientieren sich manche Pastoren in Lettland und Estland an der katholischen Kirche, was die geistliche Gewandung, die Gestaltung des Gottesdienstraumes und z. T. auch der Liturgie angeht. Im lettischen Saldus beispielsweise kann man angehende lutherische Pastoren in römischen Soutanen bestaunen, wie sie selbst in Rom nicht mehr getragen werden. – In der Theologischen Akademie von Eenok Haamer im estnischen Dorpat/Tartu wird die Unsicherheit der konfessionellen Identität durch eine Überbetonung des Nationalen überspielt.

Mit theologischer Unsicherheit hängt sicher eines der Argumente zusammen, mit denen in den baltischen lutherischen Kirchen die Ablehnung der Frauenordination begründet wird; es handelt sich um ein absolut nicht-theologisches Argument: „Wenn wir in unserer Kirche die Frauenordination einführen, werden uns Katholiken und Orthodoxe nicht als vollwertige Kirche anerkennen!“ Es werden also Positionen anderer Konfessionen zum Maßstab für Entscheidungen der eigenen Kirche. Der Eindruck ist sicher zutreffend, daß – verständlicherweise – manchem lutherischen Pastor theologische Grundlagen, ein gesundes konfessionelles Selbstbewußtsein sowie das Verwurzelsein im reformatorischen Erbe fehlen; sonst würde er nicht, gleichsam von Minderwertigkeitskomplexen bedrückt, auf die „traditionsreichen“ und sich prunkvoller darstellenden christlichen Nachbarn schauen.

Konfessionalismus – Nationalismus: Wo bleibt die Ökumene?

Es gehört vielfach zum ökumenischen Ritual, konfessionelles Eigenbewußtsein als die Ökumene behindernd zu kritisieren. Nun offenbart aber die derzeitige Krise des Weltkirchenrates, daß die Genfer Ökumene – zumindest mit Blick auf die orthodox-westliche Annäherung – offenbar nur deshalb ein halbes Jahrhundert funktioniert hat, weil sich Protestanten und Orthodoxe (Katholiken sind bekanntlich im Weltkirchenrat nicht vertreten) meist auf den kleinsten gemeinsamen Nenner verständigt und die wirklich entscheidenden – konfessionellen – Gesichtspunkte ausgeklammert haben. Das Angewiesensein der Kirchen in den kommunistischen Ländern auf die moralische und politische Unterstützung durch die protestantischen Kirchen des Westens zwang sie, diesen oft entgegen eigener Überzeugung Zustimmung zu signalisieren. Auf orthodoxer Seite empfand man die protestantische Bevormundung in der Genfer Ökumene als schmerzlich und das westliche Ökumene-Business als ungeistlich; ein anderer orthodoxer Vorbehalt war, daß ihrer Ansicht nach theologische Fragen nicht – wie im Weltkirchenrat – mit Mitteln des westlichen Parlamentarismus (durch zufällige Stimmenmehrheiten!) geklärt werden dürften. Folgende protestantische Positionen des Weltkirchenrats werden von den orthodoxen Kirchen am schärfsten kritisiert: Frauenordination, die sog. frauengerechte Sprache in Bibel und Liturgie, kirchliche Segnung gleichgeschlechtlicher Paare; die Aushöhlung der Eucharistie/Abendmahl und Konfessionsvermischung im Weltkirchenrat werden beklagt; weiterhin werfen die Orthodoxen den Protestanten und dem ÖRK die Betonung der horizontalen Dimension (Sozialarbeit, Diakonie, Friedenstätigkeit) bei gleichzeitiger Vernachlässigung der vertikalen Dimension (Gebet, Spiritualität, Liturgik) vor.

Nun, da die Orthodoxen die politische Unterstützung des Westens nicht mehr nötig haben, verlangen sie, daß die konfessionellen Traditionen und theologischen Positionen der Orthodoxie in der Ökumene angemessen berücksichtigt und respektiert werden. Die orthodoxe Forderung nach stärkerer Beachtung konfessioneller Positionen hat die Genfer Ökumene – ausgerechnet anläßlich der Feiern zu ihrem 50jährigen Bestehen – in eine existentielle Krise gestürzt (vgl. Anm. 9).

Gerade die Krise hinsichtlich der orthodox-westlichen Annäherung führt vor Augen, daß echter theologischer Austausch und Dialog nur auf einer soliden konfessionellen Basis möglich ist; denn nur unter ernsthafter Berücksichtigung der konfessionellen Unterschiede sind tragfähige Ergebnisse und Kompromisse erreichbar. Ein interkonfessioneller „Ökumenebrei“, eine stromlinienförmige, konturlose, diplomatisch-unverbindliche Ökumene bie-

tet keine solide Grundlage für ein echtes Miteinander der Kirchen und Konfessionen.

Versöhnte Verschiedenheit ist das Modell, das sich auf Grund der desillusionierenden ökumenischen Erfahrungen der Jahre 1997/1998 (Grazer Ökumenische Versammlung und Harare) für die nächste Zukunft empfiehlt: allseitiges Anerkennen, daß ökumenische Partner mitunter aus ganz anderen nationalen, mentalitätsmäßigen, theologischen bzw. konfessionellen Umfeldern kommen können; Verzicht auf vorschnelle Vorwürfe, eine Position sei „nationalistisch“ oder „konfessionalistisch“, nur weil jemand Standpunkte vertritt, die im ersten Augenblick irritieren.

Zugleich muß bei allem Verständnis für die Nöte mancher früheren „Kirchen im Sozialismus“ nach der Wende in aller Deutlichkeit gesagt werden, daß nationalistische Hybris und triumphaler Konfessionalismus in unseren Kirchen nichts zu suchen haben. Auf solcher Grundlage ist Ökumene nicht möglich, die ein ganz zentrales Ziel kirchlichen Wirkens bleiben muß.